Sein Triumph

Shlomo Graber hat seine Mutter, vier Geschwister und viele Verwandte im Holocaust verloren. Würde er deshalb hassen, hätte Hitler gewonnen.

Von Daniel Weber

KEYSTONE / GEORGIOS KEFALAS

Es gibt diesen Moment in seinem Leben, in dem sich entschieden hat, dass Shlomo Graber ein glücklicher Mensch sein würde. Kurz nachdem er aus dem KZ von Görlitz befreit worden war, sah er auf der Strasse eine junge Deutsche mit ihrem kleinen Kind. Es war Anfang Mai 1945, Görlitz, eine Stadt an der polnischen Grenze, war von der deutschen Wehrmacht und den meisten Einwohnern verlassen worden, als die Truppen der Roten Armee nahten. Die Überlebenden des KZ hatten die Geisterstadt für sich.

Der 18jährige Shlomo Graber war einer von ihnen. Er hatte drei Konzentrationslager überlebt und einen der Todesmärsche, zu denen die Nazis die Lagerinsassen zwangen, als die Niederlage schon besiegelt war. Die Häftlinge sollten ausserhalb der Reichweite der Alliierten gebracht werden. Von den 1500 aus dem KZ Görlitz, die erst Richtung Norden und dann wieder zurück getrieben wurden, starben 1000.

Die zerlumpte Deutsche irrte durch die Strassen von Görlitz, als Shlomo Graber sie entdeckte, ihr Mädchen schaute ihn mit hungrigen Augen an. Er hätte allen Grund gehabt, es zu ignorieren. Doch er ging auf die beiden zu, klaubte aus seiner Tasche ein Stück Brot und gab es dem Kind. Als seine ehemaligen Mithäftlinge ihm vorwarfen, er habe dem Feind zu essen gegeben, antwortete er: «Für mich ist das ein Mensch. Hätte ich das nicht getan, würde ich akzeptieren, was Hitler gesagt hat: dass man alle vernichten solle, auch die Kinder.»

Auch an diesem Dezembermorgen 2016, mehr als siebzig Jahre später, erwähnt Shlomo Graber diesen Moment. Er spricht vor hundert Maturandinnen und Maturanden des Gymnasiums Leonhard in Basel. Es ist still in der schmucklosen Aula, als Shlomo Graber am Stehpult die Stationen seines Leidenswegs erzählt. Die Schülerinnen und Schüler hören zu, wie er die Deportation im Mai 1944 aus Ungarn schildert, die Fahrt eingepfercht im Viehwaggon, in dem es nichts gab als zwei Eimer, einen mit Wasser, einen für die

Notdurft; die Ankunft in Auschwitz, die Selektion an der Rampe, bei der er und sein Vater nach links gewiesen wurden, die Mutter, die Grossmutter und seine vier jüngeren Geschwister nach rechts. Es war das letzte Mal, dass er sie sah. Sie wurden noch am gleichen Tag in der Gaskammer ermordet.

Von Auschwitz wurden Shlomo Graber und sein Vater nach Fünfteichen verlegt, ein Lager, in dem die Häftlinge als Zwangsarbeiter auf einer Baustelle schufteten, später nach Görlitz, wo sie in die Schweisserei eines Rüstungsbetriebs kamen. Shlomo Graber hat ein Manuskript vor sich, aber er braucht es nicht, er spricht frei und schnell, in einem Hochdeutsch, das von seiner Muttersprache gefärbt ist, dem Jiddischen. Der 90jährige erzählt ohne Pathos und ohne Umschweife, man kann die Abgründe der Qual nur erahnen, die sich hinter seinem sachlichen Bericht verbergen. Als er sagt, «ohne Humor geht gar nichts», und die Läuserennen schildert, die die Häftlinge in Görlitz veranstalteten, lachen ein paar scheu im Publikum.

Nach dem einstündigen Vortrag stellt ihm eine Schülerin die Frage, ob ihm im KZ der Glaube Hoffnung gegeben habe. «Im KZ gab es Gläubige, die sagten, Gott wird mir helfen. Und sie sind umgekommen», antwortet Shlomo Graber. «Ich wurde orthodox erzogen, aber in Auschwitz vom Glauben enttäuscht. Ich habe mich entschieden, mir selbst zu helfen. So bin ich am Leben geblieben.» Dreimal ist ihm «der Todesengel» begegnet, dreimal entkam er ihm. Als er ins KZ Gross-Rosen geschickt werden sollte, um vergast zu werden, weil er zu schwach zum Arbeiten war und die geforderten 30 Kilo nicht mehr auf die Waage brachte, entkam er dem Abtransport und fand in der Lagerküche Unterschlupf. Dass er nicht verraten und dort fortan geduldet wurde, rettete ihm und seinem Vater das Leben; sie beide überlebten als einzige der Familie den Holocaust.

Am meisten beeindruckt die Maturanden, dass Shlomo Graber es geschafft hat, nach seinen grauenvollen Erlebnissen nicht zu hassen. «Fällt es Ihnen nicht schwer, über diese Dinge zu reden?» fragt ein Schüler. Shlomo Graber stellt die Gegenfrage: «Hatten Sie den Eindruck, es würde mir schwerfallen?» Er kennt Überlebende, die bei Interviews zu weinen begannen, das ist ihm nie passiert. «Ich bin nicht melancholisch, ich bin sehr realistisch.» Beim Verlassen der Aula sagt einer der Jugendlichen anerkennend: «So easy darüber reden zu können, das ist krass.»

Wie er am Tisch im Esszimmer seiner Wohnung in Basel sitzt, das volle weisse Haar akkurat gekämmt, ist Shlomo Graber ein freundlicher alter Mann, der gern Kaffee trinkt und auch mal einen jüdischen Witz zum besten gibt. Zum Beispiel den: Der Cohn und der Grün waren Geschäftspartner, haben sich im Streit getrennt und gehen vor Gericht. Sagt der Grün zu seinem Anwalt: Was meinen Sie, soll ich nicht dem Richter ein Geschenk nach Hause schicken? – Gott behüte, dann verlieren wir! Es kommt zur Verhandlung, und der Grün gewinnt. Sein Anwalt sagt: Sehen Sie, zum Glück haben Sie dem Richter kein Geschenk geschickt! Sagt der Grün: Ich habe ihm doch eins geschickt, aber ich habe die Visitenkarte von dem Cohn dazugelegt.

«Im Konzentrationslager gab es Gläubige, die sagten, Gott wird mir helfen. Und sie sind umgekommen. Ich wurde in Auschwitz vom Glauben enttäuscht.»

Kennt man Shlomo Grabers Vergangenheit, fragt man sich, wie er sie gebannt, wie er sie aus seinem Leben verbannt hat. Nicht immer, sagt er, fiel es ihm leicht, über seine Geschichte zu sprechen. Er erinnert sich an die ersten Jahre in Israel, wohin er 1948, nach der Staatsgründung, auswanderte, zuerst sieben Jahre als Soldat diente, dann Einkäufer bei einer Elektronikfirma wurde und eine Familie gründete. «In Israel war der Holocaust nach dem Krieg kein Thema. Warum habt ihr euch nicht verteidigt? war die erste Frage, die man uns stellte. Darum haben wir alle geschwiegen, wir haben uns geschämt.» Das änderte sich erst nach 1961, als Adolf Eichmann, einer der Hauptverantwortlichen für die Deportation und Ermordung der Juden, in Jerusalem vor Gericht stand und zum Tode verurteilt wurde. Der Prozess fand weltweit grosse Aufmerksamkeit.

Nachdem ein Journalist auf Shlomo Graber aufmerksam geworden war, erschien dann auch ein Bericht über ihn in der Zeitung. Seine drei Kinder machten ihm Vorwürfe, weil er ihnen das alles nicht erzählt hatte. «Sie wussten nur, dass ich im KZ war. Ich wollte sie vor diesen furchtbaren Sachen schützen. Aber ich habe ihnen versprochen: Eines Tages werde ich alles aufschreiben.»

Der Tag kam viele Jahre später. Shlomo Graber war als Handelsreisender oft im Ausland unterwegs, in Basel lernte er nach der Scheidung seine zweite Frau, Myrtha Hunziker, kennen; 1989 zog er zu ihr. Hier, in dieser Wohnung, beschloss er, sich seinen traumatischen Erinnerungen zu stellen. «Auschwitz, Görlitz, der Todesmarsch, ich habe mich zurückversetzt in diese Zeit. Das hat mich sehr belastet. Ich konnte nicht länger schreiben als eine halbe Stunde, dann musste

«Für mich gab es nur ein Ziel: Ich wollte ein normales Leben. Ich wollte nicht verbittert sein. Wer mit seinem Schicksal hadert, kann nicht glücklich werden.»

ich raus aus der Wohnung an die frische Luft. So ging das drei Jahre lang.» Und in all der Zeit ist nie der Hass in ihm aufgestiegen? «Auf dem Todesmarsch war ich voller Hass auf die ukrainischen SS-Männer, die waren fast noch schlimmer als die Deutschen, die kannten kein Mitgefühl, kein Erbarmen, die wollten einfach töten. Die habe ich gehasst – und ich habe meine Rache bekommen. Ich erzählte drei russischen Soldaten von ihnen, die haben sie gesucht und gefangen genommen. Und ohne Prozess in den Kopf geschossen. Da hatte ich meine Rache.»

Er hat 1946 in Budapest auch die öffentlichen Prozesse gegen die Pfeilkreuzler, die ungarischen Nazis, besucht und den Hinrichtungen beigewohnt. Sie haben ihm Genugtuung verschafft, aber berührt haben sie ihn nicht. «Wieso sollte ich mir mein Leben vom Hass zerstören lassen? Für mich gab es nur ein Ziel: Ich wollte nachholen, was ich verpasst hatte. Ich wollte einfach ein normales Leben. Ich wollte nicht verbittert sein. Wer mit seinem Schicksal hadert, kann nicht glücklich werden.»

Nachdem er seine Erinnerungen aus sich hervorgeholt und sprachlich gleichsam versiegelt hatte, begann Shlomo Graber auch, Vorträge als Zeitzeuge zu halten. «Ich habe mir gesagt: Ich bin am Leben geblieben, um das alles weiterzuerzählen, das ist meine Aufgabe. Es soll nicht vergessen werden.» Er ist vor allen möglichen Leuten aufgetreten; ausser, dass er nicht über aktuelle Politik sprechen wolle, hat er nie Bedingungen gestellt. «In einer katholischen Gemeinde wollten sie wegen mir das Kreuz an der Wand abdecken, aber das habe ich verhindert.» In Ungarn hat er angeboten, vor Neonazis zu sprechen, aber die Einladung blieb aus. In Deutschland trat er auf, mehrmals auch in Görlitz. Aber in Auschwitz war er nie wieder. Er will den Boden nicht betreten, wo er auf der Asche seiner Familie herumtrampeln würde.

Am liebsten spricht Shlomo Graber vor Jugendlichen. «Sie sind die Hoffnung für die Zukunft. Ich sage ihnen oft: Ich bin ein bisschen neidisch auf euch, ihr könnt frei entscheiden, was ihr wollt – das müsst ihr schätzen!» Darum hat er jetzt, wo ihn die Vorträge anzustrengen beginnen, einen Teil seiner Autobiographie – die Kindheit und Jugend bis zur Befreiung aus dem KZ – als eigenes Buch herausgegeben: «Der Junge, der nicht hassen wollte». Shlomo Graber steht auf und sucht den Brief hervor, den ihm vor ein paar Tagen ein 18jähriges Mädchen aus Deutschland schrieb, nachdem sie das Buch gelesen hatte. «Ich danke Ihnen für Ihre Botschaft, die sich in mein Herz gesetzt hat. Ich denke, Hass mit noch mehr Hass zu vergelten zerstört unsere Welt.» – «Darum mache ich das», sagt er. «Hass vergiftet die Seele, er macht jeden nur unglücklich.» Und damit ihn jeder versteht, schreibt und spricht er über das, was er erlebt hat, in einfachen, leicht verständlichen Sätzen. Holocaust-Erinnerungen wie der «Roman eines Schicksallosen» des ungarischen Nobelpreisträgers Imre Kertész sind ihm «zu literarisch».

In Basel begann Shlomo Graber auch zu malen. Er stellt seine Werke in der Galerie Spalentor aus, die seiner Frau gehört, und er führt stolz durch die weitläufige Wohnung, in der sie in jedem Zimmer dicht an dicht hängen. Es sind bunte, abstrakte Bilder, farbenfrohe Kompositionen, die oft an Blumenfelder erinnern. Eines fällt aus der Reihe: Es zeigt mit der unverstellten Kraft naiver Kunst einen schwarzen Himmel, in den ein schwarzer Schornstein aufragt, über dem ein Feuerschein glüht. «Der dünne blaue Streifen darunter symbolisiert den Himmel, aber der ist schwarz geworden», erklärt Shlomo Graber. Ein grüner Streifen steht für die Erde, er ist aber viel schmaler als der rote darunter, das Blut, das die Erde tränkt. Neben dem Schornstein sind sechs violette Waggons aufgereiht, «das sind die sechs Millionen toten Juden». Unterschrieben hat Shlomo Graber das Bild nicht wie gewöhnlich schwungvoll mit seinem Vornamen, sondern mit einer Zahl, 42649. Das war seine Häftlingsnummer in Auschwitz.

«Von nun an seid ihr keine Menschen mehr!» hatte der SS-Unteroffizier die Neuankömmlinge in Auschwitz angeschrien. «Deshalb habt ihr keine Namen mehr! Ihr habt nur eine Nummer.» Seine Botschaft des Hasses hat nicht triumphiert. Shlomo Graber hat sich in seinem Leben von dem leiten lassen, was seine Mutter als letztes zu ihm sagte, als sie nach der Ankunft in Auschwitz aus dem Viehwaggon getrieben wurden: «Liebe ist stärker als Hass, vergiss das nie, mein Sohn.» Der Satz wurde zu seiner Botschaft. Er hat Shlomo Graber zu einem glücklichen Menschen gemacht.

Daniel Weber ist Chefredaktor von NZZ-Folio. Shlomo Grabers Buch, «Der Junge, der nicht hassen wollte», ist 2017 im Basler Riverfield-Verlag erschienen.